

# Reiseskizzen aus Birma.

Von

GUSTAV KREITNER,

k. k. Oberlieutenant.

---

Vortrag, gehalten am 4. Jänner 1882.



Es war am Dienstag den 10. Februar 1880. Ein anderthalbjähriger Marsch durch China, die Mongolei und Tibet lag hinter uns, die Westgrenze des kolossalen himmlischen Reiches hatten wir vor einer Woche passirt und wanderten nun durch das Territorium der unabhängigen Katschinfürsten gegen Birma, das Königreich am Irawadi.

Der wunderschöne, sonnendurchglühte Reisetag liess uns bald die Schrecken einer durchwachten Nacht vergessen, und jetzt, wo uns jeder Schritt einem organisirten Lande näher brachte, wo ein tausendstimmiges Lied der Freiheit von allen Zweigen des Waldes herabklang, besprachen wir drei Reisende lächelnd und mit dem Gefühle innerer Zufriedenheit den Ausgang eines gefährlichen Abenteuers, die jüngsten Ereignisse in den Katschin-Urwäldern, wo wir gefangen waren und erschossen werden sollten.

Noch hatte die Sonne ihre tropische Gluth nicht entfaltet, noch wehte von Zeit zu Zeit ein frisches Lüftchen herüber von den Gletschern des 18.000—20.000 Fuss hohen Tschasan im Norden, der auf zehn Tagreisen Entfernung, wie eine Riesenmauer, von Westen nach Osten die Südgrenze Chinas bildet, noch erblickte ich in dem undurchdringlichen Waldesdickicht, das unsern Weg

wohlthuend überwölbte, einzelne Tannenreiser zwischen dem schmiegsamen Bambugestrüppe, denn der steinige Weg durchschnitt noch ein Plateau von 6000 Fuss Höhe — da, es war schon in den späten Nachmittagsstunden, lichtete sich der Wald, unsere Carawane bog um eine Wegecke und erstieg die entholzte, sanfte Abdachung einer breiten Rückfallkuppe, den letzten Lagerplatz unserer ereignissreichen Tour durch Ostasien. Hier eröffnete sich zu unseren Füßen ein herrliches Panorama. Es war ein Bild des Friedens und der Harmonie, ein Bild der Grossartigkeit in der Natur und in der Schöpfung. Kaum wenige hundert Schritte unterhalb des Lagerplatzes schloss sich wieder der Urwald zu einem majestätischen Vegetationsgürtel, der, sich an die steilen Bergformen anschmiegend, mit diesen hinabfiel zu der breiten Thalebene des Irawadi. Die unermesslichen Dschungelgebiete, das Heim der schönsten Tiger- und Leopardenfamilien, der Tummelplatz des übermüthigen Affenvolkes, lösten sich in einen verschwommenen, nebelgleichen Dunstkreis auf, und des mächtigen Stromes breites Band glitzerte in dem blaugrünen Rahmen wie flüssiges Silber. Weit im Norden schloss sich die Ebene, gleichsam erdrückt von den Eiskolossen des Tschasan, drüben im Westen rauchten auf der rechtsseitigen hohen Thalbegleitung des Stromes die Waldbrände und dort im Süden bildete das dicht bewaldete Hügelland ein verworrenes Durcheinander von Kuppen, Einsattelungen und Thälern, das, immer niederer werdend, mit dem Dschungelgebiete scheinbar in eine Fläche zerfloss. Die Sonne neigte sich

dem Horizonte zu, ihre letzten Strahlen erglöhnten eine kurze Zeit an den felsigen, zerzackten Schneerücken im Norden und verliehen dem Panorama einen unbeschreibbaren Reiz. Das war mein erster Blick nach Birma, in das liebliche Thal des räthselhaften Stromes Irawadi.

Lassen Sie mich, hochgeehrte Versammlung, nur in wenigen Worten die Grenzen und die Beschaffenheit des Königreichs Birma auf der Karte skizziren, des Landes, dessen Herrscher König Thibo vor 1 $\frac{1}{2}$  Jahren auch in Europa, freilich weniger bekannt, als vielmehr berüchtigt wurde, bevor wir das Reich betreten und, den Irawadi südlich verfolgend, die Birmanen und ihre Einrichtungen näher kennen lernen.

Birma umfasst den nördlichen und westlichen Theil der grossen, schon im Alterthume unter dem Namen Chersonesus aurea bekannten transgangetischen Halbinsel. Es wird im Norden durch die Abfälle des tibetanischen Himalaya, im Osten durch die chinesische Provinz Yü-nan, im Süden durch das Königreich Siam und im Westen durch das bengalische Meer begrenzt.

Birma wird heutzutage politisch in zwei grosse Theile geschieden, nämlich in das von einem selbstständigen Herrscher regierte Königreich Awa oder Birma und in Britisch-Birma an der Küste. Beide Länder haben im Allgemeinen dieselbe Charakteristik in den landschaftlichen und gesellschaftlichen Eigenthümlichkeiten, darum ist es nicht nöthig, die topographische und ethnographische Schilderung von den politischen Verhältnissen abhängig zu machen.

Birma wird von Norden nach Süden von vier mächtigen Strömen durchschnitten und bewässert.

Es sind dies der Mekong, der Salwen, Irawadi und Sittang. Die ersten drei Ströme haben aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Quellen weit oben im Norden des tibetanischen Hochlandes. Ich sage wahrscheinlich, denn noch kein einziger Europäer hat den Oberlauf der Gewässer gesehen und alle Kartenzeichnungen beruhen daher auf Combinationen und Annahmen. Insbesondere aber ist es der Irawadi, welcher die Geographen, die sich mit der Erforschung Asiens und speciell Tibets beschäftigen, in grosser Aufregung erhält, denn man weiss heute noch nicht, ob der Sampu (ein Fluss im südlichen Tibet) in seinem Unterlaufe zum Brahmaputra oder zum Irawadi wird. Diese geographische Frage tritt um so näher, weil ihre Oertlichkeit an leicht zugängliche Punkte angrenzt, also in Indien an die englische Provinz Assam, in Birma an Bamo, den Hauptpunkt des chinesisch-birmanischen Landhandels, und weil mit diesen Punkten ein weiteres Vordringen der europäischen Reisenden an der unüberwindbaren Unduldsamkeit der halb-wilden Völkerstämme Abors, Mischmis und Katschin's etc. scheitert. Ich will damit nur erwähnen, um wie viel schwieriger es ist, nicht nur die Oberläufe der anderen zwei Flüsse, sondern auch das nördliche Birma und überhaupt das ganze Land nördlich des Himalaya kennen zu lernen und zu erforschen, ein Gebiet von mindestens 60.000 geographischen Quadratmeilen, das

als ganz und gar unbekannt, rechtlich auf allen Karten als ein weisser Fleck erscheinen sollte.

Der wichtigste Strom für Birma ist jedenfalls der Irawadi. Sein ausgedehntes Thal bildet allein ein Drittheil des ganzen Königreiches und ist in Folge seiner Fruchtbarkeit am dichtesten bevölkert. Ausserdem stellt der Strom die eigentliche Pulsader des Handels und Verkehrs vor, denn er wird nicht allein von grossen birmanischen Dschunken, sondern selbst bis Bamo aufwärts von flachen Dampfschiffen befahren. Der Irawadi ergiesst sich in zehn Hauptarmen in das Meer, von denen nur der sogenannte Rangunriver (an dem die Stadt Rangun liegt) schiffbar ist.

Der Salwen, welcher sich bei Mulmein in den Golf von Martaban ergiesst, ist in seinem oberen Laufe in Folge des grossen Gefälles, im Unterlaufe durch sein versandetes Bett für die Schifffahrt unpraktikabel. Er gewinnt für den Handel von Birma insofern an grosser Bedeutung, als auf ihm alljährlich Hunderttausende von Baumstämmen aus den Urwäldern der Gebirge nach Mulmein hinabgeschwemmt werden. Während der Mekong Birma nur in einer östlichen Ecke durchschneidet, sich dann nach Siam und Cambodja wendet und also für den Handel und Verkehr in Birma ohne grosse Bedeutung ist, bietet der Sittang trotz seines grossen Gefälles eine Hauptverkehrsader, insbesondere für den Transport des Bauholzes aus dem Innern des Landes zur Küste. Der Sittang entspringt östlich von Mandalay und endet zwischen Martaban und Rangun.

Ein Netz von kleinen Flüssen und natürlichen Canälen umzieht einen grossen Theil des Landes, verbindet die grossen Flüsse unter einander und ermöglicht so die Communication mit kleineren Holzschiffen auf langen Strecken und in vielen Richtungen.

In orographischer Beziehung ist das nördliche Birma voll des landschaftlichen Reizes. Ungeheure steile Granitfelsen wechseln da ab mit bewaldeten, kantigen oder runden Rückenügen, deren steile Bergfüsse das breite Thal scharf abgrenzen. Der Süden des Landes dagegen verflacht sich in seinen wirren und zerrissenen Bergformen immer mehr und mehr und bildet endlich die sandige und sumpfige, eintönige, flache Küste der Provinz Pegu.

Während hier das warme, schwüle und feuchte Klima nur an der Küste durch die Seebrisen einigermaßen erträglicher gestaltet wird, findet der Reisende im Norden in den sogenannten Katschinbergen alle Annehmlichkeiten einer gemässigten Zone und selbst nach den heissesten Sommertagen erfrischende Nächte.

Die Nacht, welche wir auf dem im Anfange erwähnten Lagerplatze zubrachten, war sogar empfindlich kalt, ja als wir mit grauendem Morgen die erstarrten Glieder bei dem Lagerfeuer gelenkiger machen wollten, da fühlten wir an den Bartspitzen die Spuren eines leisen Reifes. Ein zartes Roth am östlichen Himmel trieb uns zur Eile; wir brachen das Lager ab, um zum Irawadi hinabzusteigen.



Fort bergab durchzog der Weg eine Waldlandschaft, deren üppige Tropenvegetation ein wahres Wunderwerk der Natur genannt werden muss. Zwischen den Luftwurzeln der breitbelaubten Ficus Kronen vermengen sich die Riesenblätter der wildwachsenden Bananen mit den schlanken Bamburohren zu einer riesigen, dichtverschlungenen Barrière; aus dem saftigen Grün glühen die rothen Blumenknospen der Camilien hervor wie die hellen Sterne in einer mondlosen Nacht, zerzackte Farrenkräuter umkränzen das nasskalte Gestein des Thales und hunderttausend Tautropfen glitzern in der Morgensonne auf den Blättern und Blüthen wie die kostbarsten Diamanten. Endlich betraten wir die versumpfte Ebene. Die Uebersicht wird von dem 4—6 Meter hohen Schilfwuchs in hohem Maasse beeinträchtigt. Die Sonne stand im Zenith, als wir das erste birmanische Dorf Mamo erreichten; es liegt an einem Nebenflusse des Irawadi, welcher von dem Birmanen Tapeng genannt wird.

Mamo liegt nur eine Tagreise von der grösseren Stadt Bamo entfernt, der Provinzialhauptstadt des nördlichen Birma.

Ich hatte von chinesischen Kaufleuten so schöne Schilderungen, so verlockende Erzählungen von dem europäischen Luxus dieser Stadt, von den vortrefflichen Hôtels u. s. w. gehört, dass mich nach dem 1 $\frac{1}{2}$ jährigen Kampfe mit der orientalischen Unreinlichkeit eine leicht begreifliche Sehnsucht ergriff, nach langer Zeit wieder einmal in einem guten Bette zu schlafen. Zwei Tage lang verwehrte uns ein birmanischer Unterbeamter die

Weiterreise nach Bamo, und als es uns endlich doch mit Geld und guten Worten gelang, die Erlaubniss hiezu zu erlangen, da fanden wir in Bamo zwar keine europäischen Gasthöfe oder sonstige heimatliche Bequemlichkeiten, dafür aber eine desto freundlichere Aufnahme von den dortigen Missionären, den einzigen ansässigen Europäern. Den ersten Tag verblieben wir die Gäste der Franzosen, am folgenden Tage übersiedelten wir in die Residenz des britischen Consuls, wo wir das Eintreffen des Dampfers, welcher alle Monate einmal nach Bamo kommt, abwarten wollten.

Die englische Residenz war leer. Der verdienstvolle englische Forschungsreisende Mr. Cooper wurde vor einem Jahre, als Consul von Bamo, von dem Commandanten seiner Leibwache erschossen und seit seinem Tode blieb der Posten unbesetzt. Wir richteten uns in den weitläufigen Räumen des Holzgebäudes so bequem als möglich ein und benützten den 14tägigen Aufenthalt in Bamo zum Studium des birmanischen Volkes und der Sehenswürdigkeiten der Stadt und der Umgebung.

Bamo liegt am linken Ufer des Irawadi. Die Stadt besteht nur aus einer langen Hauptgasse von einer englischen Meile Länge und aus mehreren Seitengässchen und ist von einem hohen Palissadenwalle umgeben. Holzthore, die des Nachts geschlossen werden, führen in das Freie. Die Umzäunung dient nicht nur zur Sicherheit gegen die unerwarteten Ueberfälle der wilden Katschinstämme, welche in den nördlichen Bergen hausen und mit den Birmanen in beständiger Feindschaft leben, sondern und

vielleicht hauptsächlich zum Schutze gegen die Tiger der Dschungel, die zeitweilig der Stadt Besuche abstatten und sich da ihre Beute holen. Wie gefährlich diese Bestien für die Einwohner sind, das mögen zwei Fälle beweisen, die sich gerade vor unserer Ankunft in Bamo abgespielt hatten.

Eine alte Frau ging des Morgens zeitlich in eine der grössten Pagoden, um vor der goldenen Buddhastatue ihre Andacht zu verrichten. Doch da wartete ihrer eine unangenehme Ueberraschung. Zu den Füßen der Gottheit lag ein riesengrosser Tiger und neben ihm die Ueberreste eines jungen Büffels. Der Tiger schlief. Dass die zum Tode erschrockene Frau ihr Gebet auf ein andermal verschob, wird ihr der frömmste Buddhist verzeihen können; sie lief zur Stadt und allarmirte die Bewohner. Ungefähr zwölf beherzte Männer beschlossen nun den Tiger zu tödten oder zu verjagen; sie ergriffen ihre Luntengewehre und umzingelten die Pagode. Mit einem fürchterlichen Geschrei avancirten sie gegen den Tempel. Mit jedem Schritt wurde der Menschenring kleiner. Da auf einmal machte ein heiseres Gebrülle die Luft erzittern; der Tiger, in seiner Ruhe gestört, erschien vor der offenen Pforte — aber nur einen Moment, dann hatte er sein Opfer erkoren, mit einem Satze zwei Birmanen bis zur Unkenntlichkeit zerfleischt — sie waren todt, und der Tiger entkam in dem Bambuunterholze.

Der zweite Fall hatte sich in der Nähe unserer Wohnung abgespielt. Bei dem Stadthore steht eine kleine Rohrhütte, die Wohnung des Thorhüters. Ein

alter Hindu, ein Kriegsgefangener aus Assam, wohnte darinnen mit seiner Familie. Vor einigen Wochen fand man eines Morgens die Ueberreste des armen Alten sammt Weib und Tochter vor der Hütte; ein Tiger musste in der Nacht den nahen Palissadenwall übersprungen und die Familie, welche vielleicht durch das Geräusch erschreckt, vor der Hütte Nachschau hielt, angegriffen und zerrissen haben. Niemand in der Nachbarschaft hatte das geringste Geräusch vernommen, und man schloss nur aus der Art der Verstümmelung, sowie aus den blutigen Spuren an den Palissadenstämmen auf die Anwesenheit eines Tigers.

Obwohl wir zeitweise die Dschungel durchstreiften, um ein interessantes Jagdabenteuer zu erleben, so bekamen wir doch keinen Tiger zu Gesicht. Dem Geologen der Expedition, Herrn Loczy, war es zwar bei einer solchen Partie beschieden, auf höchstens zwölf Schritte Entfernung in die blitzenden Augen eines Leoparden zu schauen, doch während Herr Loczy das Gewehr von der Achsel riss, war auch schon der Leopard hinter den Gebüsch verschwunden, vielleicht zum Glücke, denn wir haben mit den Patronen für die Werndlgewehre schlechte Erfahrungen gemacht; das Pulver war im Laufe der Zeit verdorben, besass keine Kraft und die Kugeln schlugen oft wenige Schritte vor dem Schützen in die Erde. Ein solcher Schuss auf einen Tiger oder Leopard, und das Unglück wäre fertig.

Ich will daran anknüpfend jetzt gleich erwähnen, dass am rechten Ufer des Irawadi nicht selten wilde

Elephanten gesehen werden. Wenn wir nach Sonnenuntergang an den Ufern des Stromes kurze Spaziergänge unternahmen, so hörten wir manchmal das schnarchartige Trömpeten derselben bis zur Residenz herüber. Die wilden Elephanten dürfen so wie die Affen als heilige Thiere der Buddhisten nicht gejagt werden, und dennoch vermindert sich deren Zahl von Jahr zu Jahr.

Interessante Jagderlebnisse hatten wir also keine und wir mussten uns damit begnügen, einige Hirsche, Fasanen und Raubvögel zu erlegen.

Kehren wir nun wieder nach Bamo zurück, um die Beschreibung der Stadt zu Ende zu führen, und da die birmanischen Orte einander gleichen, damit auch ein Bild der birmanischen Städte überhaupt zu entwerfen. Die Häuser der Birmanen sind durchwegs aus Holz und Bambusflechtwerk erbaut und ruhen zum Schutze gegen die Bodenausdünstungen und die Reptilien auf 1 Meter hohen Pfählen. Sie sind ebenerdig und enthalten 4—5 Zimmer, welche nur durch Bambustämme, deren Ritze eine beständige Luftcirculation begünstigen, von einander abgesondert sind. Die Hütten sind weder schön, noch bequem. Die in Bamo angesiedelten Chinesen leben und wohnen in Birma gerade so wie in ihrer Heimat, sie bauen ihre Häuser aus Ziegel und zieren die Dächer mit Porzellanfiguren und Drachengestalten.

Die Einwohner von Bamo theilen sich beiläufig in 2000 Birmanen und 600 Chinesen. Der Haupthandel mit Baumwolle, Edelsteinen und Salz liegt in den Händen der Chinesen, während die Birmanen mit Handarbeiten

(vorzüglich Weberei und Ackerbau) sich beschäftigen. Demnach haben die Chinesen auch in Bamo den besseren Theil erwählt. Birma ist sehr reich an Naturschätzen. Bei Mogoung, einer Stadt im nördlichen Birma, befinden sich ungeheure Bernsteinlager und unweit von diesen die merkwürdigen Fundorte des Nephrites, eines Edelsteines, der in zweierlei Richtung beachtenswerth erscheint.

Dieser Stein, ein Mineral von blauer, grüner, röthlicher oder milchgrauer Farbe, wird nämlich nur an drei Orten auf der ganzen Welt gefunden: nördlich von Bamo, bei Yarkand und auf Neuseeland. Bei dem Umstande aber, als man Nephritwerkzeuge auch bei Ausgrabungen in Europa und Amerika gefunden hat, und durch die Frage, auf welche Weise diese Steine dahin gelangten, gewinnt der Nephrit an culturhistorischer Bedeutung. Während bei uns in Europa der Nephrit nur in dieser Richtung ein Object besonderer Wichtigkeit wird und als Mineral nicht zu den Edelsteinen eingereiht wird, hat besonders der milchgraue Stein in China einen unbegreiflichen Werth und wird in allen reicheren Familien als Schmuck verwendet. Die Chinesen in Birma schicken die auf kleinen Booten nach Bamo gebrachten Nephrite entweder auf dem Wasserwege über Rangun und Singapore oder auf dem Landwege über Tali-fu und Yünan-fu nach Canton, woselbst sie verarbeitet werden.

Der Handel mit den weltberühmten birmanischen Rubinen, welche in der Nähe von Mandalay bei Momejt

gefunden werden, ist zwar in erster Linie noch ein Haupteinkommen des Königs, doch die als Unterhändler fungirenden Chinesen verstehen es auch da, den grössten Nutzen für sich herauszuschlagen. Ausser den genannten Mineralien bergen die zahlreichen Bergwerke des Reiches noch Gold, Silber, Edelserpentine, Kupfer, Zink, Kohle und andere Schätze.

Ich bekam schon einen kleinen Begriff dieser Reichthümer, als ich die Tempel und Pagoden der Stadt Bamo flüchtig besichtigte. Zahlreiche Buddhastatuen und andere Göttergestalten, in Menschengrösse aus dem schönsten Nephrit gemeisselt, mit schweren Goldkronen auf dem Haupte, nussgrossè Rubinen und Smaragde auf den aus purem Golde geschmiedeten Pagodenspitzen, das sind Sachen, die unwillkürlich zum Staunen und, wenn man die ärmliche Nachbarhütte eines birmanischen Webers betrachtet, auch zum Vergleiche hinreissen: hier Glanz und Flitter, dort anspruchslose Einfachheit, hier todter Reichthum, dort lebendiges Elend. Die armen Birmanen aber gehen kalt und theilnamlos an den glitzernden und funkelnden Schätzen vorbei, sie sehen sich das Gold und die Edelsteine im Tempel so an, wie draussen am Felde den Sonnenschein, ihre Genügsamkeit ist ihnen zur Gewohnheit geworden, sie wünschen sich nichts Besseres, wenn sie nur genug zum Leben haben. Sie sind ein eigenthümliches Volk und erinnerten mich in ihrer Einfachheit, in ihrem gedankenlosen, kindischen Dahinvegetiren nur zu sehr an das lebensfrohe Volk des japanischen Inselreiches. Die Birmanen zählen zu der grossen indo-

chinesischen Familie und mögen vor Jahrtausenden, aus Centralasien stammend, sich an den Ufern des Irawadi niedergelassen haben. Immer heiteren Sinnes, zählen sie zu den sorgenlosesten Menschen der Welt. Anspruchslos in allen Bedürfnissen, findet der Birmane die höchste Seligkeit im süßen Nichtsthun und in der freien, ungewungenen Unterhaltung.

Die Leute sind im Allgemeinen offene, ehrliche Seelen, sie sind gastfreundlich unter einander und dem Fremden gegenüber höflich und entgegenkommend. Ihr Aeusseres ist zwar nicht imponirend, dafür aber auch nicht abstossend. Die Männer sind von mittlerer Grösse, aber untersetzt, die Weiber, im Vergleiche zu den Hindu und Chinesen, gross, stark und als Asiatinnen schön. Die Birmanen besitzen schwarzes, gekräuselttes Haar, ihre Gestalt ist hager, die Hautfarbe lichtbraun, bei den Frauen mit einem schwachen rothen Colorithauche, die Stirne nieder, die Nase zwischen den vorstehenden Backenknochen stumpf und breit. Die Augen sind zwar schief geschlitzt, doch nicht in dem Maasse, wie es bei den Chinesen der Fall ist. Der Bart der Männer wächst fadenförmig und nur spärlich. Die Birmanen haben Sinn für alles Schöne, pflegen eine lebhaftes Phantasie und schwärmen für das Grotteske und Absonderliche. Die Dächer der buddhistischen Klöster mit der bizarren Architektur und die grossen, von sonderbaren Figuren strotzenden Eingänge jener Gebäude zeigen den Geschmack an phantasiereichen Carricaturen am deutlichsten.



So einfach wie in ihrem Wesen, so sind sie es auch in ihrer Nahrung und in ihrer Kleidung. Reis auf die einfachste Weise bereitet, mit etwas Grünzeug gemengt, gesalzes Fleisch und Napie, dann die verschiedenen tropischen Früchte, darunter vorzüglich die Banane, sind ihre gewöhnliche Kost.

Einen Beweis für den Schönheitssinn des Volkes bietet seine Kleidung. Der Mann windet ein bis zu den Fersen reichendes Stück Baumwoll- oder Seidenzeug, Pazzó genannt, so geschickt um seine Hüften, dass es in malerischem Faltenwurfe die Beine umwallt. Das eine Ende des Kleides hängt lose nach vorne oder wird mitunter beim Gehen über die Schulter geschlagen. Ein kurzes, weisses, enganschliessendes Baumwollenleibchen bedeckt den Oberkörper. Der Birmane lässt sein Haar lang wachsen und knüpft es am Oberhaupte zu einem Knoten. Als Beschuhung fungiren Strohsandalen, deren vordere Bandgabelung ein schnelles An- und Ausziehen erleichtert, denn sie hängen nur an den Zehen. Schon in zartester Jugend werden die Knaben am ganzen Oberkörper mit Drachenfiguren und den Bildnissen verschiedener Gottheiten tätowirt, so dass die Hautfarbe, mit Ausnahme des Gesichtes, der Hände und Beine eine blaugrüne Färbung gewinnt. Nur dann, wenn der Birmane eine Reise unternimmt, bewaffnet er sich mit einem kurzen, breiten Schwert oder einer mehrere Meter langen Lanze, eine Vorsichtsmassregel, die eigentlich nicht nothwendig ist, nachdem Raubthaten und sonstige Gewaltacte in diesem glücklichen Lande zu den Seltenheiten gehören.

Die Tracht der Frauen im Königreiche Birma gehört zu dem Originellsten, was ich auf meiner Reise sah. Sie besteht eigentlich nur aus einem viereckigen Stück Stoff von prachtvoll gewebtem, feinen Dessin, das von der Brust bis zu dem Boden reicht und in seinen knapp anliegenden Ausmassen um den Leib gewunden wird.

Diese Kleidung duldet nach einem Gesetze des Königs Paganmen, des Grossvaters des jetzigen Königs, keine Ausnahme. Alle Frauen und Mädchen müssen sich in gleicher Weise kleiden. Der genannte König hoffte nämlich durch dieses wohldurchdachte Gesetz der Gleichgiltigkeit der birmanischen Männer gegen das weibliche Geschlecht entgegenzuwirken und sie durch diese kleidsame Tracht der Frauen in grösserer Zahl zur Eheschliessung anzuregen. Ich weiss nicht, wie der jetzige König darüber denkt, und kann nur beifügen, dass die Einwohnerzahl, wie vor 60 Jahren, auch jetzt noch  $3\frac{1}{2}$  Millionen beträgt.

In kühler Abendstunde ziehen die birmanischen Weiber eine ähnliche Baumwolljacke wie die Männer über den Oberkörper. Das Haar wird aus der Stirne nach rückwärts gekämmt und in lange Flechten gewunden. Glühendrothe Blüten und Blumen der *Amherstia nobilis*, der Rose der Tropen, verleihen der einfachen Frisur einen besonderen Reiz. Die Frauen haben die Ohrläppchen durchbohrt und tragen in den grossen Oeffnungen Silbercylinder, Nephritspangen und gar nicht selten dicke Cigarren, welche sie mit Vorliebe rauchen. Zu den garstigen Gewohnheiten der birmanischen Frauen zählt

noch das Kauen von Betel. Betel ist die Frucht der Betelnusspalme, sie wird im pulverisirten Zustande mit Kalk gemischt und hauptsächlich von den Hindumädchen den ganzen Tag zwischen den Zähnen zerrieben. Dadurch gewinnen nach ihrer Meinung die Zähne an Glanz und die Lippen an Frische. Sonst sind die birmanischen Mädchen reizende Wesen. Zu der hellbraunen, feinen Gesichtsfarbe steht die bunte Farbentracht, besonders die zinnoberrothe, vortrefflich. Der Gesichtsschnitt ist mitunter recht fein, die Augen feurig und die Zähne blendend. Ihr Wuchs ist zart und ebenmässig.

Vierzehn Tage waren wir bereits in Bamo, bis endlich das lang ersehnte Schiff eintraf. „Thambia-Dine“ war der Name des neuen Raddampfers, welcher uns nach Mandalay, der Hauptstadt des Reiches, bringen sollte. Am 25. Februar schifften wir uns ein und am 26. Morgens verliessen wir Bamo. Obwohl die „Thambia-Dine“ nur  $3\frac{1}{2}$  Fuss tief ging, so boten die vielen Sandbänke dem Schiffe mancherlei Schwierigkeiten. Alle Augenblicke vernahmen wir das Knirschen des Sandes auf dem Grunde, wir sassen sogar zweimal fest, und es dauerte immer einige Stunden, bevor der Dampfer wieder flott wurde. Nach  $1\frac{1}{2}$  stündiger Fahrt von Bamo erreichten wir die felsigen Ufer des sogenannten zweiten Defilées. Hier vereinigten sich die vielen Arme des enorm breiten Stromes zu einer verhältnissmässig schmalen Wasserstrasse, die bei sehr grosser Tiefe zwischen den einengenden Gesteinsmassen einen scharfen Bug nach Westen vollführt. Sowohl die

hohen Bäume, als die natürlichen Höhlen und Kanten der Felsen sind der Tummelplatz zahlreicher Affen.

Nach einer weitem einstündigen Fahrt voller Romantik und Abwechslung gelangten wir wieder in die Ebene. Unübersehbare Dschungelgebiete umfassen von rechts und links die Uferländer des spiegelglatten Stromes, doch verkünden von Zeit zu Zeit die Spiralspitzen der Pagoden, welche das Dickicht überragen, die Nähe der Ortschaften.

Trotz der eintönigen Fahrt durch die Ebene schwebte ein ungewöhnlicher Reiz über all' den Bildern, die in schneller Reihenfolge an mir vorüberflogen. Es mochte vielleicht der Einfluss der Ruhe, das Gefühl innerer Behaglichkeit und Befriedigung sein, welches mich bei dem Bewusstsein, wieder englischen Boden unter den Füßen zu haben, optimistisch stimmte. Die Fahrt wurde jeden Tag mit Sonnenuntergang unterbrochen. In schwingvollen Bogen schwenkte das Schiff gegen das rechte oder linke Stromufer. Dort warteten schon 20 oder 30 Boote auf das Eintreffen des Dampfers, der zu dem primitiv gezimmerten Molo des Flusshafens gezogen und hierauf verankert wurde. Die Abende an solchen Hafenplätzen zählen zu den schönsten Erinnerungen an diese Flussfahrt. Kaum hatte der Schiffskoch den letzten Gang des Diners servirt, so brachen wir, gewöhnlich unter Führung des lebenswürdigen Capitäns auf, um in den kleinen Städten odernaheliegenden Dörfern Spaziergänge zu unternehmen. Der Capitän fuhr schon mehrere Jahre den Strom auf und ab, er kannte die Sitten, Gebräuche und Eigen-

thümlichkeiten des Volkes aus eigener Erfahrung und erklärte uns so manche Scene des Familien- und Strassenlebens, die dem Uneingeweihten unverständlich bleiben musste.

Die gesellschaftlichen Sitten der Birmanen sind auch so grundverschieden von denen der anderen Asiaten.

Frei von allem Kastengeist und ohne besonderen priesterlichen Einfluss suchen alle Classen die Geselligkeit ihrer Mitbürger ohne Erwägung und ohne Rückhalt. An diesen freundlichen Gesellschaften nehmen auch die Weiber der Birmanen, ihre Schwestern und Geliebten theil, nicht vielleicht geduldet oder in der Ausnützung gewisser Privilegien, die sogar einer Chinesin gestatten, bei Familienfesten gegenwärtig zu sein, sondern vielmehr im Vollbesitze des Rechtes, welches dem birmanischen Weibe die gleichen Vortheile, die gleiche Bewegungsfreiheit einräumt wie dem Manne. Nicht nur dass die Frau an allen Berathungen in der Gemeinde und Familie participirt, so verhandelt sie nicht selten in der Abwesenheit des Mannes die wichtigsten Geschäfte.

Die Stellung der birmanischen Frauen könnte in vielen Richtungen von den europäischen beneidet werden.

Während es im Allgemeinen Aufgabe der Männer bleibt, durch Handarbeit und Handel das Brot für die Familie zu erwerben, sorgt die Frau nur für ihre Toilette; sie macht Besuche, plauscht und schwatzt den ganzen Tag und besucht des Abends die Dorfunterhaltungen. Nur wenige von ihnen können lesen und schreiben und nur die dienende Classe versteht etwas von Näherei und

Kochkunst. Dafür lernen die jungen Mädchen schon in dem zartesten Alter von ihren Müttern die Grundprincipien der Coquetterie und die Kunstgriffe in der Handhabung der Schminke. Die englische Regierung versuchte zwar die total vernachlässigte weibliche Erziehung in Britisch-Birma etwas zu heben und zu fördern. Die Eltern aber sind dagegen und sagen: „Wozu das? ein Mädchen kann weder Beamter, noch Kaufmann werden!“ Und trotz der geistigen Inferiorität geniessen die birmanischen Weiber höhere Positionen, nicht allein im Vergleiche mit dem übrigen Asien, sondern sogar mit Amerika. Das Vermögen, mit welchem eine Frau eine Heirat eingeht, darf nie angetastet werden, es bleibt ein gesichertes Gut für ihre Kinder und Erben. Sie kann dies Vermögen entweder durch Erbschaft oder in anderer Weise vermehren, ohne dass ihr Mann das geringste Anrecht darauf hätte. Wird sie von ihrem Manne schlecht behandelt, so sagt sie in Gegenwart ihrer Eltern dem Manne Lebewohl und nimmt all' ihre Aussteuer mit sich. Nicht allein die verheirateten Frauen geniessen die Benefizien ihres Standes, auch die Mädchen handeln frei und ungezwungen. Ohne im Mindesten ihrem Rufe zu schaden, verkehren sie Tag und Nacht auf den Strassen, bald da den heissen Ergüssen ihres Erkorenen ein aufmerksames Gehör schenkend, bald dort einen zudringlichen Jüngling von sich weisend. Dieses ganz und gar selbständige Erwägen, Entschliessen und Handeln der Mädchen mag es erklären, dass es ein junger Birmane niemals wagen würde, seiner Liebsten wider ihren Willen sich zu nähern, höchstens dass er ihr

sanft die Hand streichelt. Den Kuss kennen die Birmanen nicht; im Punkte der Moral aber nehmen sie es nicht gar genau. Dem unverheirateten Mädchen ist es sogar gestattet, mehrere Männer zu begünstigen; sie kann die Verehrer so lange wechseln, bis sie sich einen zum Mann gewählt hat. Will sich ein birmanisches Paar verhehelichen, so genügt hiezu die Besprechung des Bräutigams mit den Eltern der Braut. Wie leicht und ohne Schwierigkeiten solche Verhandlungen sich durchführen lassen, beweisen viele Fälle, wo die Töchter reicher Eltern die Frauen armer Handwerker wurden. Der Vater des jetzigen Königs holte sich sogar seine Lieblingsfrau vom Strande des Stromes, sie war die Tochter eines armen Fischers. Sind die Eltern mit der proponirten Verbindung einverstanden, so zieht der junge Mann sofort in das Haus seiner Schwiegereltern und lebt mit seiner Braut 3 bis 6, auch bis 12 Monate in einer Wohnung. Sind beide Theile nach Ablauf dieser, gewöhnlich  $\frac{1}{2}$ jährigen Probe noch ernstlich gewillt, Mann und Frau zu sein, dann gründet der junge Mann sein eigenes Haus und nimmt die Frau zu sich, im anderen Falle aber gehen sie ohne Weiteres auseinander, ohne dass der geringste Makel an ihnen haften könnte, und versuchen ihr Glück auf's Neue.

Auch einmal verheiratet bietet die Trennung nur geringe Schwierigkeiten. Ein beiderseitiges Einwilligen zur Scheidung genügt dazu; jeder Theil erhält sein eigenes Vermögen und kann unbeanständet eine neue Ehe schliessen. Die Birmanen nehmen nur eine Frau, und wenn wir auch bei Hofe und bei den Beamten mehrere Weiber finden,

so waltet dennoch in jeder Familie nur eine Frau, die übrigen sind Concubinen.

Wie ich schon erwähnte, so zählen die Birmanen Gesang und Theatervorstellungen zu den grössten Vergnügen.

Ich hatte an den Uferbänken des Irawadi öfters Gelegenheit, den birmanischen Theatervorstellungen bei-zuwohnen, die beim Lichte qualmender Pechfackeln unter einem Flugdache oder auf einem freien Platze des Dorfes allabendlich aufgeführt werden. Die Schauspieler erscheinen gewöhnlich in den phantastischen Unholdcostümen, wie sie den chinesischen Collegen eigen sind, die Schauspielerinnen dagegen treten in landesüblicher Tracht auf. Die Action des Schauspieles enthält einige gliederverrenkende Tänze, Gesänge, Dialoge und endet gewöhnlich in erotischer Stimmung, sowohl bei der Truppe als bei dem Publicum. Während der Vorstellung sorgt eine geräuschvolle Musik für die Unterhaltung derjenigen, welche zu weit von der Bühne entfernt sind und die Handlung nicht sehen können, oder für alle jene, die sich seitwärts an den feilgebotenen Leckerbissen delectiren.

Unter den vielen Delicatessen, welche seitwärts der Bühne von den Händlern verkauft werden, will ich nur eine erwähnen, die sich einer besonderen Beliebtheit erfreut. Napie ist ihr Name. Sie ist der Schrecken aller europäischen Nasen, welchen alle fliehen, dem aber dort unten noch keine entgangen ist.

Diese Delicatesse wird bereitet, indem Fische in die Erde vergraben und später in fauliger Verwesung mit ranziger Butter eingemacht werden.



Die Erzeugung des Napie ist für die birmanischen Fischer ein einträgliches Geschäft, da es bei dem Product auf seine Frische nicht ankommt. Die gefangenen Fische werden in Rücksicht auf die buddhistische Religion nicht getödtet, sondern nur in die Sonne gelegt, wo sie nach einem martervollen Todeskampfe oft tagelang liegen bleiben, bevor sie eingesammelt und vergraben werden.

Wenn der Birmane bei einer Theatervorstellung (Poy genannt) sich ungestört der Schaulust, der Geselligkeit und dem Genusse des Napie hingeben kann, dann möchte er mit keinem Fürsten der Welt tauschen. Alle geselligen Unterhaltungen und Zerstreuungen erreichen den Höhepunkt mit dem Untergange der Sonne und währen bis tief in die Nacht hinein.

Aus allen Windrichtungen drangen während unserer Abendspaziergänge die schallenden Wellen der Klangbecken- und Glockenmusik an das Ohr. Diejenigen Familien, welche es vorziehen, daheim die Freuden des häuslichen Glückes zu geniessen, sitzen bei dem matten Schein der kleinen Oellampen auf der Veranda und unterhalten sich unter Lachen und Scherzen mit Schachspiel, Kartenkünsten oder anderen Glücksspielen. Alle Gesellschaftsclassen, Männer und Weiber sind leidenschaftliche Spieler.

Bei dem Umstande, dass Slaverie ein altes Herkommen ist, ereignet es sich mitunter, dass der Birmane, welcher Unglück im Spiele hatte, an einem Abende sein Weib, seine Kinder und schliesslich seine eigene Freiheit auf eine Karte setzt. Das Loos der Slaven ist kein

drückendes; für die Verrichtung der Feldarbeiten bekommt der männliche Slave den Lebensunterhalt, während die weiblichen Slaven gewöhnlich die häuslichen Arbeiten besorgen. Jeder Slave kann sich mit der Zeit wieder die Freiheit erkaufen.

Am Abend des 28. Februar hielten wir endlich vor Mandalay, der Hauptstadt des Königreiches Birma. Die „Thambya-Dine“ verkehrt nur zwischen Bamo und Mandalay, deshalb übersiedelten wir für die weitere Reise auf ein grösseres Schiff, welches uns nach Prome bringen sollte. Wir gewannen dadurch einen Tag für die Besichtigung der Stadt. Mandalay liegt eine halbe Stunde von den hohen Uferbänken entfernt, am Fusse einer niederen Hügelkette, von deren Kuppen man eine umfassende Uebersicht der Stadt gewinnen kann.

Die Stadt geniesst mit vollem Rechte den Ruf, die herrlichsten und reichsten Tempel zu besitzen. Ein unberechenbarer Reichthum blickt uns entgegen, wenn wir die himmelstrebenden Pyramiden oder die ausgebauchten Kuppeln der mit wundervoller Ornamentik überschwenglich ausgestatteten Thürme bewundern; wir senken das Auge vor der Pracht der goldenen Spitzen und versinken bei dem Betrachten der kunstvollen Schnitzarbeiten, welche die Wände überfüllen, in stumme Bewunderung des menschlichen Schaffens und Wirkens. Solche Tempel giebt es in Mandalay hunderte. Ein jeder hat seine Entstehungsgeschichte. Gewöhnlich war es ein Prinz oder hochgestellter Beamter, der aus eigenen Mitteln bei irgend einem wichtigen Staats- oder Familienereigniss den Bau

gründete. In den seltensten Fällen ist es ein religiöses Motiv, das ihn bei dem Unternehmen leitet, gewöhnlich nur persönliche Eitelkeit. Ich will bei dieser Gelegenheit nur wenige Worte über die Religion der Birmanen erwähnen.

Der grösste Theil, beiläufig 92<sup>0</sup>/<sub>0</sub> der Bevölkerung, bekennt sich zum Buddhismus. Wie in Indien diese Religion mit der Zeit eine brahmaistische Färbung angenommen und in China durch die Doctrinen der Philosophen dem realistischen Streben der Nation untergeordnet wurde, so hat die Religion in Birma die Verehrung der guten und bösen Geister, welcher Cultus noch heutzutage bei den Bergbewohnern des nördlichen Birmas unangestastet besteht, in sich aufgenommen. Andererseits gleichen die Grundprincipien der Religion noch am meisten den Lehren der tibetanischen Lama, von denen angenommen werden muss, dass sie die Ideen Sakia Munis unverfälscht verkünden. Die Birmanen sind lässige Gläubige, selbst das Elend treibt sie nicht in den Tempel, und würden die Gründer der stolzen Tempelbauten nicht zugleich für die Existenz der Priester Vorsorge treffen, ich glaube, die armen Pungies müssten verhungern. Mönche oder Pungies giebt es Tausende im Lande. Ich kann mich auf eine nähere Beschreibung ihres beneidenswerthen Daseins nicht einlassen und nur die Ordensregeln aufzählen, welche sie zu befolgen haben. Die fünf Cardinalpunkte heissen: 1. Das Essen nach der Mittagsstunde ist verboten (darum schlafen alle Pungies nach dieser Stunde); 2. der Priester darf weder singen, noch tanzen, noch ein musikalisches Instrument spielen; 3. alle kos-

metischen Mittel sind untersagt; 4. das Stehen auf erhöhten Bänken ist verboten; 5. das Berühren von Gold und Silber ist unanständig. Nebst diesen Hauptregeln giebt es in den Klosterstatuten noch mancherlei Nebenvorschriften, von denen ich einige der Curiosität wegen aufzählen werde. Der Pungie soll nicht mit Weibern zusammenkommen, wenn er nicht von anderen Leuten gesehen oder gehört werden kann. Seine alten Kleider dürfen nur dann von einem Weibe gewaschen werden, wenn selbe eine Verwandte ist. Das Gespräch mit Weibern darf sich nur auf fünf bis sechs Worte ausdehnen. Das Essen soll niemals von einem Weibe zubereitet werden. Es ist ihm untersagt, den Bettelsack seines Collegen zu untersuchen u. s. w.

Diese Ordensregeln werden ziemlich stricte befolgt; und es wird jedem Reisenden auffallen, dass die Pungies bei dem Begegnen mit einem Weibe auf der Strasse sofort den Fächer vor das Gesicht halten.

Mandalay besteht aus drei Theilen: 1. dem Vorstadtgürtel, 2. der mit einer Ziegelmauer umgebenen innern Stadt und 3. aus der mit einem dreifachen Palissadenwalle umgebenen Residenz. In den Vorstädten und der innern Stadt begegnet man den reichen Kaufgewölben der Händler mit Seidenstoffen, Elfenbein, Gold- und Silberschmuck, Edelsteinen und Töpferwaaren. Der Haupthandel aber erstreckt sich auf den Export der Baumwolle nach China. Auch an europäischen Waaren: Kleiderstoffen, Glaswaaren, Zündhölzchen und Messer etc., bot der Bazar eine ergiebige Auswahl.

Die königliche Residenz im Centrum der Stadt war während meiner Anwesenheit in Mandalay unzugänglich. Vor jedem Eingangsthor stand eine Wache, die allen Besuchern den Eingang verwehrte. Der junge König Thibo wollte keine Menschen sehen und brütete über den Conflict, den seine Thronbesteigung mit England-Indien heraufbeschworen. In althergebrachter Sitte, dass ein neuer König alle Personen unschädlich macht, die ihm gefährlich werden könnten, hatte der König vor einem halben Jahre 86 Brüder, Schwestern, Vettern und Cousins an einem Tage umbringen lassen. Zwei seiner Brüder entkamen dem Blutbade durch die Flucht und stellten sich unter den Schutz des Vicekönigs von Indien, Lord Lytton-Bulwer. Die indische Regierung schrieb Protestnoten nach Mandalay und concentrirte eine kleine Armee an der Nordgrenze ihrer birmanischen Besitzungen; König Thibo verbat sich dagegen jede Einmischung in die internen Angelegenheiten seines Reiches, und es wäre sicherlich zu ernstlichen Thatsachen gekommen, wenn der König nicht den Engländern einige Concessionen gemacht und einen neuen Handelsvertrag genehmigt hätte. So nur lösten sich die politischen Verwickelungen vor einem Jahre zur allgemeinen Zufriedenheit.

Der König ist absoluter Herrscher und gilt bei seinen Unterthanen als die Quelle aller Glückseligkeit; er verleiht die Beamtenstellen an seine Günstlinge, er spricht Recht, wo es ihm gut dünkt und schaltet mit dem Leben Anderer nach Laune und Willkür. Beamter zu werden ist das höchste Streben eines jeden jungen Birmanen.

Beamter zu sein bedeutet Glanz und Reichthum. Ein terroristisches Auftreten genügt vollkommen, um die Unfähigkeit und Indolenz zu bemänteln. Immer von dem Principe beseelt, nur für sein eigenes Wohlbefinden zu sorgen, liegt dem birmanischen Mandarin weniger an dem Festhalten an Recht und Gesetz, als an der Vermehrung seines Reichthums. Er ist die Geißel des Volkes, das vor seiner Macht zittert und die mühsamen Ersparnisse in der nimmersatten Geldkiste des weisen Richters fructifizirt. Die Gouverneure der einzelnen Provinzen sind kleine Könige, walten über Leben und Tod und betrachten ihre Unterthanen als Sklaven. Sie besitzen sogar eine Art Herrenrecht, welches ihnen gestattet, die Töchter beliebiger Familien — wann immer — zu sich zu bescheiden. Die Beamtenwelt ist ebenso arrogant wie faul und verfolgt bei jeder Gelegenheit nur ihr eigenes Bestes. Die birmanische Armee hat zwar in den letzten Decennien durch das Eingreifen italienischer Instructoren etwas gewonnen, doch laufen die Soldaten, selbst wenn sie mit Hinterladern bewaffnet die Wache beziehen oder mit ihren Mitrailleusen spielen, noch immer barfuss herum.

Mandalay ist der Sitz eines französischen Missionsbischofs. In jüngster Zeit haben sich circa zwölf englische und italienische Colonisten daselbst angesiedelt.

„Aloung-Pyak“ war der Name des Schiffes, auf welchem wir am nächsten Morgen zwischen den Dschungeln der grossen Irawadi-Ebene nach Süden dampften. Je mehr wir uns der britischen Grenze näherten, desto mehr lichtete sich die Waldung.

In Thayet-myio, der befestigten Grenzstation, erblickten wir die ersten Helme englischer Soldaten. Wenige Stunden darauf landeten wir in Prome. Bis hierher führt die englische Eisenbahn von Rangun.

Am folgenden Morgen löste ich das Bahnbillet, um 6 Uhr ertönte das Glockensignal und mit sausender Windeseile durchflog der Zug die Alluvialebene. Je mehr wir uns von den fruchtbaren Gefilden des Stromes entfernten, desto dünner wurde die Bevölkerung, desto wilder die Umgebung. Die herrliche Pracht der südlichen Vegetation gestaltete endlich die Bahntrace in der unermesslichen Dschungel zu einem schmalen Defilée. Eine drückende Schwüle lagerte über der ruhigen Waldlandschaft und schon lehnte ich mich in die gepolsterte Ecke des Waggon, um der Mattigkeit zu unterliegen, als ein eigenthümliches Knistern und Knattern an mein Ohr schlug. Ich wandte mich zum Fenster und blickte in das Freie. Ein unheimliches Schauspiel bot sich meinen Blicken. Der Urwald brannte lichterloh. Von dem glühenden Boden züngelten die Flammen zu dem verdorrten Gestrüppe empor und entzündeten im Wellenschwunge die dichten Laubkronen der hohen Bäume. Prasselnd zersprangen die saftigen Bamburohre, die erhitzte Luft zerriß mit einem fürchterlichen Knalle die grünen Knoten des hohlen Cylinders; es war, als hörte ich das heftige Kleingewehrfeuer eines mörderischen Gefechtes. Zur Rechten wie zur Linken schlugen die Flammen, dem Luftzuge folgend, zu den Waggonfenstern; die Hitze wuchs zur unerträglichen Gluth; ich machte mich darauf

gefasst, dass der Zug selbst in Brand gerathen könnte. Doch die Locomotive arbeitete mit vollem Dampfe, die Räder berührten kaum den Boden, der Zug schien über die Schienen zu fliegen; es war eine unheimliche Fahrt. Nach einer langen Stunde banger Aufregung verminderte sich die Hitze, wir hatten die bereits verkohlten Flächen erreicht. Nach einer weiteren Weile lichtete sich das Terrain, und wir erreichten wieder bebautes Land. Am Abend lief der Zug nach eilfständiger Fahrt in die Eisenbahnstation Rangun ein, und die Reise durch Birma war zu Ende.

---